

„Körver“ Hannes

von Karl-Heinz Schroers¹

Was hat es nicht in alter Zeit auch in Waldniel eine Vielzahl von ehrbaren Handwerksberufen gegeben, die wir heute gar nicht mehr kennen? Holzschuhmacher, Weber, Kupferschmied, Hutmacher, Hufschmied, Gerber, sie alle waren einst in Waldniel ansässig. Doch jetzt sind sie längst ausgestorben und die Erinnerung daran verblasst immer mehr. Fortschritt, Technik und Wohlstand haben sie überflüssig gemacht. Sie hatten sich überlebt und wurden nicht mehr gebraucht. Ihre Produkte wurden ersetzt durch „de janze neumodische Kroam“ der modernen Industrien. Wie alle diese Handwerke, so ist auch der Beruf des Korbmachers ausgestorben, ein Handwerk, das gerade in unserer ländlichen Gegend vor allem für die vielen Bauern wichtige Hilfsmittel lieferte. Und so gehörten die Bauern auch zu den wichtigsten Abnehmern der Korbwaren. Sie benötigten in der Erntezeit stabile Körbe zum Auflesen der Kartoffeln, also zum „eerpel raa-pen“, womit wir uns als Kinder noch die ersten Pfennige verdient haben. Zur Obsternte brauchte man sie ebenso wie zum Transport von Ton- und Töpferwaren. Auch wurden die gläsernen Fünf-Liter-Ballons mit Schnaps und Korn, der hierzulande gebrannt wurde, in Weidenkörbe gepackt, um sie beim Transport zu schonen.

Aber auch die Frauen benötigten Korbwaren. Bekannt sind den meisten heute noch die knarrenden, stabilen Wäschehörbe. Leicht und wasser-durchlässig, erleichterten sie den Transport der schweren, nassen Wäsche zum Trocknen oder zum Bleichen. Auch waren Körbe damals als wichtigstes Transportmittel beim Einkaufen und als Vorratsbehältnis im Haushalt unersetzlich.

¹ Diesem Beitrag liegt ein Zeitungsbericht von Ludger Peters zugrunde, der in den GRENZLAND-NACHRICHTEN vom 23. 12.1982 abgedruckt war.

In der „guten“ alten Zeit waren die heimischen Korbwaren also aus dem alltäglichen Leben nicht wegzudenken. Körbe wurden so gut wie für alles gebraucht.

Der Letzte seiner Zunft, der hier in Waldniel noch die hohe Kunst des Korbgeflechtens „von der Pike auf“ gelernt hat, war Johannes Bongartz, der Zeit seines Lebens in der Niederstraße zu Hause war, von der er sich ebenso wenig trennen konnte, wie von Waldniel. Lehrmeister war sein Vater, Gerhard Bongartz, ein Korbmacher-Meister von altem Schrot und Korn, der sein Leben lang diesen Beruf gerne und mit Freude ausgeführt hat, obwohl das Korbmacherhandwerk in den Zeiten der Weltwirtschaftskrise durch viele umherziehende Hausierer und Vagabunden ziemlich in Verruf geraten war.

Johannes Bongartz, geboren am 20. Dezember 1912 in Waldniel, wuchs hier auf, ging hier zur Schule und verbrachte hier eine karge, aber unbeschwerete Kindheit. Doch nach der Schulentlassung wurde auch der junge Johannes mit der rauen Wirklichkeit konfrontiert, denn in den schwierigen Zeiten der Weimarer Republik war kaum Arbeit zu finden. Obwohl ihm wie vielen anderen die Arbeitslosigkeit drohte, wollte er zunächst von dem „verrufenen Zigeunerhandwerk“ der Korbmacherei nichts wissen, und nach langem Suchen fand er schließlich einen Arbeitsplatz in der Textilindustrie in Mönchengladbach. Daneben lernte er von April 1927 bis April 1930 allabendlich in der heimischen Werkstatt seines Vaters das Korbmacherhandwerk. Die Gesellenprüfung bestand er mit der Note „gut“. Hauptberuflich war er dann aber doch dreißig Jahre in der Textilindustrie tätig, zuletzt als Spul- und Zwirnmeister. Aber in all diesen Jahren saß er abends stets auf seiner „Plonk“, einem dicken, alten Eichenbrett, auf dem früher bereits sein Vater gesessen und die Weidenruten geflochten hatte, und tat es diesem gleich. Die Korbgeflechterei hatte es auch ihm angetan.

Woher bekam man die Weidenruten?

Seit Jahrtausenden sind Weiden die ständigen Begleiter menschlicher Siedlungen. Sie lieferten Material für die Herstellung von Körben, Reusen oder sonstigem Flechtwerk. Sie wachsen zwar auch auf trockenen Böden, doch am meisten lieben sie frische bis feuchte Böden wie Auenwiesen oder Bruchlandschaften. Daher werden sie auch häufig zur Uferbefestigung von Seen und Bächen gebraucht. Von den rund 500 verschiedenen Weidenarten kam aber für das Korbgeflechten nur eine in Frage: Die Hanf- oder Korbweide (*Salix viminalis*), ein Strauch oder Baum von 2 bis 10 m Höhe mit biegsamen, gelblichen Zweigen und kätzchenartigen Blütenständen. Sie wird gerade hierzulande auch oft als Kopfweide gezogen, deren starke Äste dann u.a. als Schuppenstiele Verwendung finden.

Die alteingesessenen Korbmacher besaßen zumeist eigene Weidenkulturen. Und da extrem nasse Wiesen und Bruchland für die Bauern ziemlich nutzlos waren, wurden sie bevorzugt dafür genommen und so verpachteten die Bauern ihre nassen Ländereien häufig an Korbweider, die dort ihre Stecklinge setzten. Denn da Korbweiden nach dem ersten Frost geerntet wurden, war der Boden dann fest gefroren, so dass man nicht mehr im Morast einsank.

Von den Stecklingen war im ersten Erntejahr nur ein magerer Ertrag zu erwarten. Aber in den Folgejahren vervielfachte er sich, so dass immer genügend Flechtmaterial geerntet werden konnte. Zehn Jahre lang lieferte eine Weidenkultur ausreichend Ertrag für einen Korbweider. Dann war sie ausgelebt und musste ersetzt werden.

Vater Gerhard Bongartz hatte noch ein eigenes Feld hinter dem Krankenhaus auf dem Zoppenberg gehabt. Auf etwa 1 Morgen Land wuchsen dort seine Weiden, wie auch in der „Kivitt“ oder am heutigen Kaiserpark. Jo-

hannes selbst hatte zuletzt noch vier Weidenkulturen im feuchten Gelände des Kranenbachtals, und zwar drei zwischen der heutigen Weiherstraße und der ehemaligen B 230, sowie eine Kultur hinter der evangelischen Kirche.

Vorbereitung der Ruten

Nach dem ersten Frost ging es zur Ernte in die Weidenkulturen. Die dazu erforderlichen Messer hatten lange Stiele, waren außergewöhnlich scharf und an der Spitze sichelförmig gebogenen. Mit diesen Messern wurden die Ruten tief unten am Boden schräg abgeschnitten. Anschließend wurden die Ruten gebündelt und gelagert. Und ab hier unterschied sich nun der weitere Weg der Ruten, je nach dem, zu welcher Art Ware sie verarbeitet werden sollten.

Graue Weiden, die z. B. für die großen Körbe für die Kartoffel- oder Obsternnte verarbeitet wurden, mussten mehrere Monate trocken gelagert werden und durften in dieser Zeit keine Feuchtigkeit abbekommen. Denn wenn sie während dieser Zeit Nässe mitbekamen, waren sie nicht mehr zu gebrauchen. Beim Flechten rissen sie ein oder splittern und konnten zu keinem gebrauchsfähigen Korb verarbeitet werden. Die ganze Arbeit wäre vergebens gewesen.

Weidenruten, die später geschält werden sollten, kamen mit den Schnittstellen in etwas Wasser, damit sie nicht ganz abstarben. Man konnte dazu zwar alle möglichen Gefäße benutzen, aber Johannes Bongartz hielt es auch hier eher mit „Mutter Natur“ und stellte seine geschnittenen und gebündelten Ruten meistens bei Nothofer in den Kranenbach, wo sie überwintern konnten. Im Frühjahr wurden diese Ruten dann einzeln geschält. Dabei wurden sie durch den sogenannten „Ströp“ gezogen, einem hölzernen Griff mit mehreren Löchern, in denen jeweils zwei Rundeisen steckten. Diese wurden dann mit der Hand soweit zusammengedrückt,

dass die einzelnen Ruten, die nun durch diese zwei Eisen gezogen, gerade hindurch passten. Dabei durfte sich die Schale aber nicht ganz ablösen, sondern musste später Stück für Stück mit der Hand entfernt werden. Es war also nicht nur viel Geduld, sondern auch Fingerspitzengefühl und Erfahrung erforderlich. Die geschälten Ruten blieben dann bis kurz vor ihrer Verarbeitung zum Trocknen in der Sonne liegen.

Weidenruten, die später hellbraun werden sollten, wurden zunächst so behandelt, wie geschälte Ruten. Nach dem Schälen kamen sie dann in ein spezielles Sudbad, das ihnen die hellbraune Farbe gab.

Vor der endgültigen Verarbeitung wurden alle Weidenruten, egal, ob geschälte, gesottene oder graue, etwa zehn Tage gewässert, damit sie sich mit Wasser voll saugen konnten. Hierzu benutzt man Bottiche, die etwa 80 Zentimeter tief und zweieinhalb bis drei Meter lang waren; lang genug also, um auch die ganz langen Weidenruten aufzunehmen. Danach waren die einzelnen Ruten wieder biegsam und konnten verarbeitet werden.

Wie entsteht ein Weidenkorb?

Als Erstes wird der Boden hergestellt. Dazu werden zunächst sechs kräftige Ruten so zurecht geschnitten, dass sie dem Durchmesser des herzustellenden Korbodens entsprechen. Jeweils zu dritt neben einander werden sie zu einem Kreuz gelegt. Während die mittleren Weidenstücke gerade liegen bleiben, werden die anderen jeweils leicht davon weggebogen, so dass um sie herum geflochten werden kann. Je mehr nun um dieses Kreuz herum geflochten wird, umso mehr entsteht allmählich von innen nach außen ein kreisförmiges Bodenstück. Ist der gewünschte Durchmesser erreicht, wird der Rest einfach abgeschnitten. Der Boden des neuen Körbes sieht jetzt aus wie eine geflochtene Scheibe.

Für die Korbwand werden jetzt starke Weidenruten in die Enden des eingeflochtenen Weidenkreuzes eingesteckt und nach oben gebogen. Sie sollen der Wand die erforderliche Stabilität geben und ihre Enden werden später zum Korbrand verarbeitet. Um diese Ruten herum wird dann die Korbwand hochgeflochten, bis die erforderliche Höhe erreicht ist. Dabei klopft der Korbmacher die einzelnen Weiden mit einem Eisen regelmäßig fest, denn je enger das Geflecht ist, umso größer ist nachher die Stabilität des Korbes. Ähnliche Handgriffe kennen wir ja auch von den Weibern und Teppichknüpfern. Hat der neue Korb also die gewünschte Höhe erreicht, werden die Reststücke der aufragenden Ruten umgebogen und zu einem stabilen Rand verflochten. Zum Schluß wird dann noch ein Henkel gefertigt und angebracht.

Während heute Körbe mehr aus Nostalgiegründen hergestellte werden, wobei es auf Größe und Inhalt nicht mehr so genau ankommt, mussten die Korbmacher früher genau wissen, was ihre Kunden wollten. Körbe waren nämlich Meßeinheiten bei der Ernte wie auch im täglichen Leben und daher mussten die Bauern sich hundertprozentig auf ihren Korbmacher verlassen können. Jede Korbgröße entsprach einem bestimmten Inhaltsgewicht. So hatte z.B. ein 50-Pfunf-Korb, wie er für die Ernte gebraucht wurde, am Boden einen Durchmesser von 32 Zentimetern, eine Flechthöhe von 40 Zentimetern und am oberen Rand einen Durchmesser von 48 Zentimetern.

Der allmähliche Niedergang der Korbwaren

Über Jahrzehnte war Johannes Bongartz bekannt, wie er mit den Produkten aus der kleinen Werkstatt an der Niederstraße 53 durch Waldniel fuhr oder die umliegenden Sektionen und Honschaften besuchte. Vor allem in den landwirtschaftlich geprägten Ortsteilen verkaufte er seine Waren und nahm oft reparaturbedürftige Körbe mit nach Hause. Als „Körver“ Hannes,

also als Korbmacher Hannes, der sich zeitlebens ein fröhliches und freundliches Naturell bewahrt hatte, war er allseits bekannt und beliebt.

Im Laufe seines Lebens hatte die Korbmacherei für ihn völlig unterschiedliche Stellenwerte gehabt. Zum einen war es der Beruf, den Vater und Onkel bereits mit Stolz ausgeübt hatten. Zum anderen das in Verruf geratene „Zigeunerhandwerk“, von dem er eigentlich nichts wissen wollte, das ihn aber trotzdem nicht losließ.

Und gerade in den Notzeiten der Weltwirtschaftskrise in den zwanziger Jahren oder zu Beginn des 2. Weltkrieges hat das Korbmacherhandwerk Vater Gerhard geholfen, seine Familie durchzubringen. Und in den Jahren nach dem Krieg hat auch Sohn Johannes eifrig Körbe hergestellt und so durch sein Handwerk tüchtig zum Familienunterhalt mit beigetragen. Denn damals gab es nichts. Nichts zu essen und nichts zu arbeiten, und jetzt war er froh, dass er abends bei seinem Vater ein Handwerk gelernt hatte. Denn zwischenzeitlich hatte er mit Helene Heines, einem Kaldenkirchener Mädchen, eine eigene Familie gegründet, für die er jetzt sorgen musste. Zum anderen freuten sich damals aber insbesondere die Bauern, dass endlich ihre alten, ramponierten Körbe wieder repariert wurden und dass wieder jemand da war, der neue herstellen konnte.

In all den Jahren hatte Johannes Bongartz sich als einziges technisches Hilfsmittel eine Drehscheibe geleistet, ähnlich einer Töpferscheibe. Sie war für ihn nicht nur Luxus, sondern sie schonte auch die Böden der neuen Körbe, die beim Herstellen ja häufig gedreht werden mussten und dadurch ziemlich in Mitleidenschaft gezogen wurden.

Später hat dann die Wohlstandsgesellschaft die Korbwaren durch Kunststoff- und Plastikwaren ersetzt. Die Korbmacherei hatte sich überlebt und schien in Vergessenheit zu geraten. Der Beruf des Korbmachers ver-

schwand immer mehr aus dem festen Gefüge des ländlichen Lebens. Und auch Johannes Bongartz saß nur noch selten auf der „Plonk“, um Korbwaren herzustellen, so wie er es früher gemacht hatte oder davor schon sein Vater. Mit der Nostalgiewelle entdeckten zwar viele Menschen wieder die althergebrachten Handwerke ihre Vorfahren. Und auf historischen Jahrmärkten sieht man auch manchmal wieder Korbmacher sitzen und ihre Waren produzieren und feilbieten. Aber wie alles Nostalgische, so ist auch das nur etwas Nachgemachtes. Das ursprüngliche, das eigentliche Korbmacherhandwerk ist tot.

Mit seiner Frau „Lenchen“ hatte Johannes Bongartz vier Kinder. Sie alle haben andere Berufe gelernt. Sie haben das Handwerk des Vaters nicht übernommen, wie der selbst es vom Vater „geerbt“ hatte. Doch sein Sohn Johannes jun. kann auch heute noch formvollendete Körbe – nur so zum Spaß – fertigen. Es liegt also wohl doch irgendwie in der Familie. Wie sein Vater, so ist auch Johannes Bongartz jun. mit Waldniel, seinen Traditionen und unserer Bruderschaft aufs Engste verbunden. War Vater Johannes in den Jahren 1948, 1949 und 1950 bei den ersten Schützenfesten nach dem Krieg jeweils als Spieß aktiv dabei, so ist es beim diesjährigen Schützenfest Johannes Bongartz jun., der als Spieß den „Schlüffkeszug“ anführt, während dessen Sohn Ralph wiederum, also der Enkel von „Körver“ Hannes, als Minister fungiert.

Am 28. Juni 1987 starb Johannes Bongartz, der Letzte seiner Zunft in Waldniel, und mit ihm ein Stück unserer heimischen Kulturgeschichte.